

Japan heute

Autor(en): **Brunner, Ernst**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **34 (1954-1955)**

Heft 12

PDF erstellt am: **22.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-160352>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

JAPAN HEUTE

VON EMIL BRUNNER

Wer erst seit eineinhalb Jahren in Japan weilt, nach einem ersten nur dreimonatigen Besuch vor fünf Jahren, und doch sich getraut, über dieses schwerverständliche Volk zu berichten, muß sich vor allem der Unvollständigkeit seines Bildes bewußt sein. Ich möchte darum auch meine Leser bitten, alles, was ich sage, mit der nötigen Vorsicht entgegenzunehmen.

Mein erster Eindruck beim Wiederkommen nach fünf Jahren war der einer gewaltigen Veränderung. Zuerst im äußern Bild der 8-Millionenstadt Tokio. Riesige Areale, die damals noch mit Ruinen bedeckt waren, sind aufgeräumt und überbaut. Es ist fast unglaublich, was das fleißige Japanervolk in wenigen Jahren an Aufbauarbeit geleistet hat. Das gilt nicht nur vom Häuser- und Straßenbau, sondern auch vom Wiederaufbau der Verwaltung, des Schulwesens und der öffentlichen Dienste.

Während der sieben Jahre amerikanischer Okkupation ist nun aber vieles nicht nur wiederaufgebaut, sondern auch umgewandelt worden. Unter der Führung der Amerikaner hat Japan eine demokratische Verfassung und ein neues Erziehungssystem erhalten. Auch sind die Arbeitergewerkschaften, die von den Militaristen während des Krieges zerschlagen worden waren, zu neuem Leben erweckt und mit neuen Rechten ausgestattet worden. All dies trägt deutlich den Stempel amerikanisch-demokratischer Auffassungen. Man wird das im ganzen als einen wirklichen Fortschritt bezeichnen können. Zugleich aber darf man auch die Schattenseiten nicht übersehen. Die allzurasche Demokratisierung nach westlichen Mustern steht im Gegensatz zur altjapanischen, mehr feudalistisch-patriarchalischen Gesellschaftsstruktur und ist darum notwendigerweise oberflächlich. Man kann nicht erwarten, daß in sieben Jahren eine 1500jährige Tradition umgewandelt werden kann. Das Resultat dieser Schnellbleiche ist deshalb sehr zweideutig und z. T. offenkundig unerfreulich. Die westlichen Ideen der Freiheit sind, namentlich von der Jugend, vielfach im Sinn des «alles ist erlaubt» aufgefaßt worden. Die alten Bindungen sind weggefallen, aber die Bindungen, die im Westen von einer fast 2000jährigen christlichen Erziehung her wirksam sind, fehlen hier. So beklagen sich denn vor allem die Lehrer, die Eltern und die Richter über einen zunehmenden Geist der Zügellosigkeit. Die alte und in ihrer Art gute Sitte und Familienzucht ist im Zerfall, was vor allem in einer erschreckenden Zunahme der Jugendkriminalität in Erscheinung tritt.

Eine gewisse Auflockerung der strengen autoritären Bindung der Vorkriegszeit war freilich eine psychologische Notwendigkeit. Aber hier handelt es sich um etwas anderes: um die Erschütterung der altjapanischen Gesellschafts- und Familienordnung. Die Mehrzahl der japanischen Jugendlichen unterscheidet sich freilich noch immer in sehr auffallender Weise von der westlichen durch große Höflichkeit, Diszipliniertheit und Bescheidenheit. Noch immer genießt der «Sensei» — das ist der Ehrenname für jede Art Lehrer — ein großes Ansehen, namentlich auf dem Lande und in den kleinen Städten, während die Großstadtjugend mehr und mehr revolutionär gestimmt ist. Die kommunistische Propaganda, die mit größter Systematik betrieben wird, findet hier, namentlich unter den Universitätsstudenten, ausgesprochen günstigen Boden, besonders auch dadurch, daß sie — wie überall in Asien — die Motive des Nationalismus und des antiwestlichen Ressentiments ausbeutet.

Bei den Arbeitermassen appelliert der Kommunismus namentlich an das sozial-ökonomische Motiv. Wohl ist der Lebensstandard noch immer bedeutend höher als in den meisten asiatischen Ländern. Aber, da der japanischen Industrie der Exportmarkt weithin verschlossen ist, da vor allem das Hauptabsatzgebiet, China, noch nicht offensteht, wird die Lage der arbeitenden Bevölkerung zusehends schlechter. Auch die ca. 350 000 Universitätsstudenten leben meistens sehr ärmlich und sehen schlecht aus. Kein Wunder, daß sie den Verheißungen des Kommunismus Gehör schenken. Doch fehlt es auch nicht an den entgegengesetzten, faschistischen Strömungen.

Seit die japanische Nation ihre Souveränität wiedergewonnen hat, tritt im Straßenbild wieder ein Zug hervor, der in den ersten Nachkriegsjahren fast ganz verschwunden war: überall sieht man Polizeihäuschen mit ein paar Polizisten, die nicht nur den Verkehr überwachen, sondern die Quartieraugen und -ohren sind. Zwar sind sie für den Fremden eine sehr nützliche Einrichtung. Da nämlich die Häuser keine Hausnummern haben wie bei uns, ist man auf die Polizeiwache, die jedes Bein im Quartier kennt, angewiesen. Andererseits knüpft sich an diese allgegenwärtige Polizei auch die Erinnerung an den totalitären Polizeistaat der Dreißiger- und der Kriegsjahre unseligen Angedenkens.

Wenn man von Ägypten und Indien her nach Japan kommt, fällt einem sofort auf, wie sauber gekleidet die Kinder und die Erwachsenen sind. Kimonos sieht man wieder etwas häufiger als vor fünf Jahren, aber doch herrscht, bei den Männern insgesamt — aber auch bei Frauen —, die westliche Kleidung vor.

Wenig erfreulich für Studenten, Arbeiter und Angestellte, die zum entfernten Arbeitsplatz fahren müssen — zwei Stunden sind innerhalb der Stadtgrenzen Tokios durchaus keine Seltenheit —, ist

die Überfüllung der Lokalbahnen. Einzig bei den Expresszügen, wo man sich die Fahrkarte einige Tage vorher beschafft, kann man mit Sicherheit auf einen Sitzplatz rechnen. Über die Ferienzeit war auf den Strecken, die in die Berge und zum Meer führen, der Andrang geradezu fürchterlich: auch ein mehr als einstündiges Schlangenstehen bot noch keine Gewähr für einen Sitzplatz, und manche mußten sich sogar mit einem Stehplatz auf der Wagenplattform draußen begnügen.

Der Japaner reist viel und gern. Er liebt seine Seen und Berge. Er reist auch gern zu gewissen altherkömmlichen Festen an seinen Heimatort und nimmt dabei auch ein paar hundert Kilometer gern in Kauf. Die Naturverbundenheit, die Liebe zu den Blumen und Bäumen ist auch dem einfachsten Japaner eigen. Das gibt seinem Charakter einen sympathisch kindlichen Zug. Zur Zeit der Kirschblüte, anfangs April, wird das ganze Volk von einem wahren Taumel der Naturbegeisterung erfaßt. Naturanlage und religiöse Tradition haben wohl gleichermaßen zu dieser Eigenart beigetragen.

Auffallend ist auch, wie tief der Sinn für das Schöne, für Kunst und Musik, in der Seele des Japaners liegt. Er wird von der Schule sehr intensiv gepflegt. Die Begeisterungsfähigkeit für beste westliche Musik ist erstaunlich. Die vielen berühmten Pianisten, die in Japan ihre Konzerttourneen machen, müssen ein großes Repertoire für Dreingaben haben, denn die Hörer sind unersättlich. Das hat unser Schweizer Pianist, Max Egger, dessen Spiel in ganz Japan höchste Begeisterung und Anerkennung fand, erfahren dürfen. Dies erfuhr auch der andere Schweizer, Niklaus Aeschbacher, der letzten Herbst als Dirigent des besten japanischen Orchesters sein Debüt hatte, reichlich. Diese Liebe zur Natur und zur Kunst sowie die aus der alten Tradition stammenden Tugenden, machen den Japaner liebenswürdig.

Das im Westen vorherrschende Bild vom Japaner als einem verschlossenen und undurchschaubaren Wesen ist nur zum Teil richtig. Auch ich habe in einem Punkt gründlich umlernen müssen: Der Japaner ist nicht humorlos. Er hat seine eigene Art von Humor und lacht gerne offen heraus. Aber das ist wahr, daß das japanische Volk schwer zu verstehen ist. Das kommt nicht nur davon her, daß seine Sprache so fremdartig und seine Schrift — die alten chinesischen Ideenschriftzeichen zusammen mit zwei verschiedenen Silbenschriftsystemen — auch für einen, der lange in Japan gelebt hat, so unlesbar ist. Der Hauptgrund ist vielmehr der, daß der Japaner zwei Seelen hat, eine altjapanische und eine moderne, westliche. Japan ist erst vor genau 100 Jahren der Außenwelt erschlossen worden. Es hat in der Übernahme westlicher Zivilisation in diesen hundert Jahren eine einzigartige Leistung vollbracht. Japan ist bei weitem

das modernste Land Asiens. Nicht nur die Maschine, die Eisenbahn und die andern technischen Errungenschaften des Westens sind hier so allgemein verbreitet wie in Europa, sondern auch die westliche Musik, Philosophie, Wissenschaft und Literatur gehören zum selbstverständlichen Bildungsgut. Der Student der Tokio-Universität schwärmt für Rilke und weiß zwischen klassischer und romantischer Musik zu unterscheiden. Kant, Hegel, Spencer sind «Begriffe» so gut wie bei uns. Und vor allem wird heute Sartre gelesen. Alles ist übersetzt, und vieles wird auch deutsch, französisch und namentlich englisch im Original gelesen.

Und doch ist der Japaner durchaus Japaner geblieben. Der Arbeiter feiert den 1. Mai und singt die Internationale, aber er macht auch die alten Feste mit, die fast alle einen religiösen Hintergrund haben. Er glaubt an die Erlösungsreligion des Marxismus, er vergißt aber auch nicht, den Ahnen und dem Kaiser seine Reverenz zu erweisen. Natürlich ist das verschieden je nach dem Stand der Bildung, verschieden nach Stadt und Land, jung und alt. Aber die zwiefache Seele hat jeder Japaner. Im Geschäft ist er europäisch gekleidet, zu Hause trägt er den Kimono. Er liest die nach westlichen Mustern redigierte Zeitung, aber sein Denken ist geprägt von den moralischen Idealen der konfutsianisch-buddhistischen Ethik. Er vertritt im Parlament demokratische oder sozialistische Prinzipien, aber mit dem Herzen wurzelt er noch in der feudalistischen Tradition. Verstehen kann ihn nur, wer ganz mit der altjapanischen Kultur vertraut und doch zugleich ein moderner Mensch im Sinn des Westens ist — und solche gibt es sehr wenige.

Das japanische Volk ist durch die heutige Weltlage äußerst beunruhigt. Das Bikiniexperiment mit der Wasserstoffbombe, infolgedessen japanische Fischer ernstlich erkrankten — einer von ihnen ist an den Verbrennungen gestorben —, hat das ganze Volk aufs höchste erregt und die Stimmung gegen Amerika sehr verschlechtert. Aber auch abgesehen davon, ist der Japaner seit dem Kriegsende politisch völlig unsicher geworden. Das spürt man im Gespräch mit den Studenten. Die totalitären Ideen von links und rechts finden hier einen äußerst günstigen Nährboden. Die Gewerkschaftsspitzen und die Leitung des über 600 000 Mitglieder zählenden Lehrervereins sind kommunistisch, aber politisch ist wohl der nationalistische Faschismus vorläufig stärker im Vormarsch. Die gegenwärtige Regierung ist provisorisch, da für Anfang März die Auflösung des Parlaments und dessen Neuwahl beschlossen ist. Niemand weiß, was nachher kommt. Die Bewegung geht auf einen Totalitarismus zu, aber ob dies einer von links oder von rechts sein wird, kann wohl niemand voraussagen. Auf alle Fälle ist die Demo-

kratie sehr gefährdet, fehlt es ihr doch am geistigen Fundament, an der christlichen Tradition.

Wie sehr diese fehlt, wird einem vor allem an einer Tatsache bewußt: es gibt hier keinen Sonntag, keine Weihnacht und keine Ostern. Am Weihnachtstag kamen Arbeiter ins Haus und hobelten an unserer Haustüre. Auch sonntags hämmern die Arbeiter auf dem Gerüst in unserm Universitätscampus und brüllt der Motor der Kleinautofabrik in unserer Nachbarschaft. Die christliche Gemeinde, die selbstverständlich sonntäglich Gottesdienst hat, ist klein — eine halbe Million unter 89 Millionen! Und doch wäre das Christentum die einzige Lösung für so viele brennende Probleme Japans. So ist z. B. die gesunde Weiterentwicklung der Demokratie und der freiheitlichen Schule, welche die Japaner von den Amerikanern übernommen haben, durch das Fehlen der christlichen Basis sehr in Frage gestellt. Es fehlt den Japanern, wie überhaupt den Asiaten, der Begriff der Heiligkeit und Unantastbarkeit der Personenwürde, die im Westen eine Erbschaft des christlichen Menschenverständnisses ist. Diese aber ist die Voraussetzung sowohl für den Rechtsstaat als auch für die Demokratie. Die Japaner haben z. B. wohl das Frauenstimmrecht. Aber die japanische Familie ist noch immer, wie vor Jahrhunderten, ein kleines Abbild und zugleich die Keimzelle einer feudalen, hierarchischen Sozialstruktur, in welcher der Gedanke der Gleichheit aller Menschen unbekannt ist. Erst in Asien wird einem so recht bewußt, wieviel die westliche Kultur dem christlichen Glauben verdankt. Wer insbesondere von der Schweiz herkommt, dem fällt das Fehlen so vieler karitativer Einrichtungen auf, die wir als selbstverständlich betrachten, die aber aus christlichen Wurzeln erwachsen sind.

Der kleinen christlichen Kirche in ihrem Bestreben zu helfen, den christlichen Glauben und Geist im japanischen Volk heimisch zu machen, ist der Grund meines Hierseins, und unsere Internationale Christliche Universität in Tokio ist der günstigste Ort für einen, der mit den Japanern nur englisch — seltener deutsch — sprechen kann. Ist sie doch die einzige Hochschule des Landes, wo alle Studenten gut englisch verstehen und sprechen. Es gibt in Tokio allein, außer der staatlichen Tokio-Universität, etwa 60 private Universitäten, von denen einzelne wie etwa Waseda und Keo wahre Riesengebilde mit über 20 000 Studenten sind. Jede Präfektur hat eine staatliche Universität. Unter all diesen etwa 400 Universitäten nimmt die kleine und junge internationale Christliche Universität, an der ich seit dem Herbst 1953 als Professor für christliche Ethik und Philosophie tätig bin, eine Sonderstellung ein. Erstens ist sie — wie gesagt — die einzige zweisprachige Hochschule. Zweitens ist sie, sowohl in ihrem Lehrkörper als auch in ihrer Studentenschaft, als einzige international und betont auch in besonderer Weise die Ver-

antwortlichkeit gegenüber der Völkerfamilie. Drittens — und dies ist das Wichtigste — ist sie sowohl in ihrer Orientierung, als auch in ihrer Lehrmethode demokratisch in dem Sinne, daß der Grundsatz der Entwicklung freier, selbständiger und verantwortungsbewußter Persönlichkeiten nicht nur auf dem Programm steht, sondern praktisch verwirklicht wird, indem die Aktivität und Initiative der Studenten auf jede Weise, vor allem durch Diskussionsstunden, die zu jeder Vorlesung gehören, bewußt und planmäßig gefördert wird. Das bedeutet für Japan ein völliges Novum. Daß diese Erziehung zu selbständiger Mitarbeit schon in kurzer Zeit ihre Früchte trägt, ist mir, da ich auch an anderen Universitäten zu lehren Gelegenheit habe, deutlich erkennbar. Der japanische Student ist im allgemeinen gewohnt, das, was er vom Professor hört, kritiklos hinzunehmen und sich einfach gedächtnismäßig einzuprägen. Selbständige Stellungnahme zum Vorgetragenen gilt geradezu als unverschämt und widerspricht der Tradition. Man findet darum an den meisten Universitäten kaum etwas dergleichen, während es an der unseren verlangt, geübt und tatsächlich erreicht wird. Dabei wird auch immer wieder auf den Zusammenhang zwischen dieser Idee der freien selbständigen und verantwortlichen Persönlichkeit und dem christlichen Verständnis des Menschen hingewiesen und die Bedeutung des Christentums für die Entwicklung verantwortungsbewußter Freiheit in den verschiedenen Vorlesungen geschichtlich und philosophisch erklärt und nachgewiesen. Absichtlich wird hier die Zahl der Studenten durch strenge Auslese klein gehalten — Maximum 800 —, da nur so diese Lehrweise durchführbar ist. Wenn es unserer Universität gelingt, ihre geistig und materiell anspruchsvollen Pläne durchzuführen, wird sie für die Entwicklung des Landes sowohl in kultureller wie in sozialer und politischer Hinsicht sehr viel bedeuten. Die Ausbildung einer selbständig denkenden und verantwortungsbewußten Führerschaft ist für Japan von entscheidender Wichtigkeit.

Was aus Japan wird, ist für ganz Asien und damit für die Welt von größter Bedeutung. Sicher ist eins: die Zeit der amerikanischen Bevormundung ist vorbei, zum Guten oder zum Bösen. Ob sich in dieser Beziehung Japan nach dem Bibelwort verhalten wird: «Prüfet alles und behaltet das Gute», ist fraglich, so sehr es zu wünschen wäre. Gewiß aber ist, daß es sich lohnt, sich für das Gute, das hier begonnen hat Wurzel zu fassen, gerade in diesem Land mit seinen großen Möglichkeiten einzusetzen.